

Cis Meijer

Missing in Paris – Wo ist Nina?

CIS MEIJER

MISSING
in Paris
WO IST NINA?

Übersetzung aus dem Niederländischen
von Verena Kiefer

one

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Titel der niederländischen Originalausgabe:
»Verdoofd«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2014 by Cis Meijer
First published by Uitgeverij De Fontein, Utrecht,
The Netherlands, 2014

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2023 by Bastei Lübbe AG
Schanzenstraße 6 – 20, 51063 Köln

Textredaktion: Beate De Salve, Pulheim
Umschlaggestaltung: Kristin Pang
Satz: 3w+p GmbH, Rimpar
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-414- 0176-1

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter one-verlag.de
Bitte beachten Sie auch luebbe.de

Du siehst die Dinge nicht so, wie sie sind.
Du siehst die Dinge so, wie du bist.

- Sokrates

Prolog

Im Gebäude ist es stockfinster. Unsicher reibe ich meine klammen Arme. Der schwüle Nachmittag ist einer drückenden Nacht gewichen. Weil ich nicht das Geringste sehe, sind meine anderen Sinne geschärft. In meiner Nase kribbelt ein seltsamer Geruch. Leicht süßlich, aber es riecht auch wie eine Polderlandschaft nach dem Regen. Eine Haarlocke klebt an meiner Wange. Ich löse sie, während ich versuche, mich zu orientieren. Wo soll ich langehen?

Vorsichtig mache ich einen Schritt und merke, wie sehr ich zittere. Liegt das an meiner Müdigkeit? Oder ist es eine Warnung? Eine Warnung meines Körpers vor dem unsichtbaren Feind, der erneut zuschlagen will, um mich endlich aus dem Weg zu räumen? Nein, nicht daran denken! Ich mache einen weiteren Schritt und drehe meinen Kopf langsam von einer Seite zur anderen, um jedes Geräusch aufzufangen. Mein Nacken ist noch immer ganz steif von dem Angriff vorhin. Welche Spur hat Nina verfolgt? Der Gedanke, dass ihr etwas Schreckliches passieren könnte – oder, noch schlimmer, inzwischen bereits passiert ist –, ist unerträglich. Das darf nicht sein! Ich muss sie finden, ich muss weitermachen! Ich habe keine Angst. Eine Lüge, ich weiß.

Die zarten Klänge einer Geige dringen in den Raum. Mein Gefühl sagt mir, dass ich auf der richtigen Spur bin. In Gedanken höre ich wieder die Warnung: *Du begibst dich in Gefahr!*

Ich neige den Kopf etwas zur Seite, damit ich besser hören

kann, woher die Musik kommt. Gibt es irgendwo eine Tür, die ins Haus führt? Unbeholfen mache ich ein paar Schritte und pralle gegen etwas. Ein Tisch. Ich taste mich daran entlang, die Hand auf der Tischplatte. Ich berühre einen harten Gegenstand und fahre mit den Fingern darüber. Kühl fühlt er sich an, ein wenig rau, klebrig. Jetzt zittern meine Finger heftig. Ich habe keine Angst ... Meine Hand folgt den Konturen des Gegenstands. Oben ist er so rund wie ein Ball, dann geht es langsam wieder nach unten. Ich spüre eine Ausstülpung. Er ähnelt einem ...

Ich erschrecke und zucke zurück. Ist es das, wofür ich es halte? Auf der anderen Seite des Dings spüre ich dieselbe Wölbung. Mit einem Finger streiche ich über mein Ohr, von der Oberkante bis zum Ohrläppchen. Mit der anderen Hand fasse ich zum Vergleich an eines der abstehenden Teile. Dieselbe Form. Und ich rieche einen typischen Geruch, an meiner Handfläche, meinen Fingern. Wieder dieser Geruch nach Polder ... Ich habe ihn schon früher mal bei jemandem gerochen. Ganz sicher. Aber bei wem?

Grübelnd beuge ich mich vor und gehe ganz nah mit der Nase heran, schnuppere noch einmal. Denk nach! Bei wem habe ich diesen Geruch schon mal wahrgenommen? Wo? Wann? Ich bin absolut sicher: Irgendwo tief in meinem Gedächtnis finde ich die Antwort.

1

Eine Ansichtskarte liegt auf der Fußmatte unter dem Briefschlitz. Eine stinknormale Ansichtskarte mit einer abgeknickten Ecke neben der Briefmarke und einem fetten Poststempel. Merkwürdig. Vereinbart war *eine* Karte pro Woche, doch das ist schon die zweite. Während ich nach meiner Sporttasche greife, starre ich weiter auf die Karte. Ich knie mich hin und hebe sie auf.

*Mir geht es gut. hoffe. euch auch.
Alles Liebe.
Nina*

PS: Grüß Mama von mir.

Mama grüßen? Wie kommt sie darauf? Ein unbehagliches Gefühl nistet sich in meiner Magengegend ein. Wir haben Mama seit Jahren nicht gesprochen. Ist das ein schlechter Witz? Oder ... ist sie durcheinander? Verwirrt? So was nur zum Spaß zu schreiben – unmöglich. Das würde Nina doch nie machen. Dafür hat es uns zu wehgetan.

Nachdenklich lese ich den ersten Satz auf der Karte noch einmal, Ninas Stimme in meinem Kopf. Genau dieselben Worte wie in den vergangenen Wochen. Stimmt es denn, geht es ihr wirklich gut? Andererseits, warum sollte sie lügen?

Ich betrachte ihre Handschrift. Sie wirkt so sorglos.

Schwungvoll. Lange Unterlängen bei g und f. Ein megagroßer Anfangsbuchstabe bei ihrem Namen. Hier und da fleckig. Neben Ninas Name schwebt ein hingekritzelttes Blümchen auf einem Stängel. Abgestempelt wurde die Karte in Paris. Ich prüfe das Datum. Vor vier Tagen. Vorn ist ein Foto vom Eiffelturm. Also eine ganz normale Karte – bis auf das seltsame PS.

Ich schaue auf die Uhr. Mein Softballtraining beginnt in einer halben Stunde. Ich muss jetzt echt los; wer zu spät kommt, riskiert einen Platz auf der Reservebank. Das geht gar nicht!

Schnell öffne ich das seitliche Reißverschlussfach an der Tasche und schiebe die Karte hinein. Dann schaue ich auf mein Armband. Drei rote Stränge. Nina und ich haben die Bändchen geflochten und sie uns gegenseitig als Symbol unserer engen Bindung geschenkt. Nichts und niemand kann zwischen uns kommen.

Ich lasse meine Sporttasche fallen und umfasse den Knoten der ausgefransten Enden des Armbändchens. Ich versuche mir Nina so deutlich wie möglich vorzustellen. Manchmal funktioniert das. Oft wissen wir, wie es der anderen geht, ohne miteinander gesprochen zu haben. Ich flüstere: »Nina, geht es dir wirklich gut?« In Gedanken sehe ich das Gesicht meiner Schwester. Ich konzentriere mich auf ihren Ausdruck. Wie sieht sie aus? Krampfhaft presse ich das Bändchen zusammen. Es ist, als würde ich durch eine Kamera schauen, die einen Moment braucht, um scharf zu stellen. Dann kneife ich die Augen zu und lasse das Bändchen los. In meiner Vorstellung sieht sie ängstlich aus. Hohle Augen. Blass.

Ich blinzele. Weg ist das Bild. Wieder schliesse ich die Augen, aber da kommt nichts mehr. Beunruhigt ziehe ich die Ansichtskarte wieder aus dem Seitenfach. Wenn ich in einer Viertelstunde aufbreche und kräftig in die Pedale trete, schaffe ich

es noch rechtzeitig zum Training. Mein Blick huscht über die Worte auf der Karte. Ich weigere mich zu glauben, dass das *PS: Grüß Mama von mir* ein Scherz ist. Es muss etwas dahinterstecken. Aber ich habe einfach keine Ahnung, was. Und warum hat sie sich nicht an unsere Vereinbarung gehalten? Kurz vor ihrem letzten Aufbruch ins Ausland sagte sie auf dem Bahnsteig, sie würde jede Woche *eine* Karte als Lebenszeichen schicken. Eine Karte pro Woche, nicht mehr, nicht weniger.

»Ich verspreche es«, hat sie toderntst gesagt. »Ehrenwort.«

Ich glaubte ihr. Natürlich. Diese Vereinbarung haben wir nicht umsonst getroffen. Sich an sein Wort zu halten und keine Geheimnisse voreinander zu haben – daran sollten uns die Armbänder erinnern.

Keine Geheimnisse voreinander haben, dröhnt es in meinem Kopf, und mein Magen zieht sich zusammen. Was, wenn Nina doch Geheimnisse vor mir hat? Ach was! Oder doch? Meine Überzeugung, dass unser starkes Band selbstverständlich ist, gerät plötzlich ins Wanken. Energisch schüttele ich den Kopf. Sie ist nicht so wie unsere Mutter.

Ich erinnere mich daran, wie sie Nina, Papa und mich vor fünf Jahren verlassen hat. Aus heiterem Himmel ist Mama ans andere Ende der Welt gezogen, in ihr Herkunftsland. Ich denke an diesen albernem Zettel, den sie hinterlassen hat. Sie habe sich für ihren heimlichen Liebhaber entschieden und könne nicht anders, als ihrem Herzen zu folgen.

Sie konnte nicht anders? Und was war mit Nina und mir? Und mit Papa?

»Wenn ich mein Versprechen breche, darfst du kommen und mich holen«, hat Nina lachend zu mir gesagt. Dann setzte sie ihren Rucksack auf, warf mir einen Handkuss zu und stieg in den Thalys. Das ist jetzt zwei Monate her.

Ich reibe mir über die Schläfen. Zwei Karten in einer Woche ... Da stimmt doch etwas nicht. Es sei denn ... es sei denn, sie *will*, dass ich sie holen komme. Ist ihr etwas Schlimmes passiert? Der Blick, den ich gerade vor meinem inneren Auge gesehen habe, macht mir Angst.

Ich halte mein Ohr an die Tür zur Praxis meines Vaters. Er brummelt vor sich hin. Eine zweite Stimme ist nicht zu hören. Kein Gemurmel, kein Weinen, kein Klient.

»Paps?«

»Ja, ja. Ich arbeite.« Er klingt abgelenkt.

Ich öffne die Tür und sehe, dass er auf seinen Computerbildschirm starrt. Er hat die Augen zusammengekniffen, das ist sein forschender Psychiaterblick. Dieser Blick, der sagt: *Ich weiß, was du denkst*. Nervig. Er weiß fast nie, was mich beschäftigt, und ganz sicher nicht, wie sehr mir Nina fehlt.

»Guck mal, eine Karte von Nina.«

Er schaut auf, erschöpft. Sein Hemdkragen sitzt schief.

»Warum hast du deinen Anzug noch an?«, frage ich. »Du hast doch keine Klienten mehr?«

Ich halte ihm die Karte an ihrer geknickten Ecke vors Gesicht.

»Ich muss noch eine Akte durchgehen.« Zerstreut fährt er sich mit einer Hand durch die Haare. »Und du? Musst du nicht zum Training?«

»Gleich.« Ich wedele mit der Karte vor seiner Nase herum. »Schau mal hier. Nina schreibt: Grüß Mama von mir.«

»Reizender Sinn für Humor«, sagt er, ausdruckslos und ohne aufzuschauen.

»Reizend? Ich finde es spooky. Absolut untypisch. Und

weißt du was? Das ist schon ihre zweite Karte in dieser Woche.«

»Wieso spooky?« Er fasst nach der Karte, dreht sie um und betrachtet die Abbildung des Eiffelturms. »Ich kann nichts Besonderes erkennen.«

»Findest du das nicht komisch?« Es fällt mir schwer, die Karte loszulassen. Es fühlt sich an, als würde ich etwas Kostbares aus der Hand geben.

Er zuckt mit den Schultern. »Der Eiffelturm – an dem ist doch nichts Besonderes?« Er wölbt die Karte so, dass der Eiffelturm ganz krumm aussieht. »Ich finde ihn übrigens immer noch hässlich.«

»Vorsicht, gib sie mir lieber zurück.« Ich halte die Hand auf. »Da stimmt etwas nicht. Zwei Karten. Sie hat versprochen, eine einzige pro Woche zu schicken. Was denkst du?«

Mein Vater schaut von der Karte zu mir, sagt aber nichts.

»Vielleicht können wir ja herauskriegen, wo sie ist«, sage ich.

»Was erwartest du denn? Nina kommt erst zurück, wenn sie das will.« Er gibt mir die Karte zurück. »Wenn sie dahinterkommt, dass wir sie suchen, wird sie sich von uns abwenden. Das läuft nur wieder auf Streit hinaus, und den will ich nicht mehr.« Sein Blick ist entschlossen. »Wirklich nicht.«

»Aber wir können es doch probieren?«, bitte ich. »Heimlich?«

»*Heimlich?* Wir haben doch keine Ahnung, wo sie ist.« Er seufzt. Typisch!

»In Paris? Ich überlege mir was, Paps, wirklich. Wir finden sie, und dann Sorge ich dafür, dass sie mit uns nach Hause kommt.«

»Lotte, jetzt mach mal halblang. Warum ist es überhaupt so schlimm, dass sie zwei Karten hintereinander schickt?«

»Weil ... einfach, weil sie das nicht machen würde. Sie hat gesagt, ich darf kommen und sie holen, wenn sie ihr Versprechen bricht.« Einen Moment zögere ich, suche nach den richtigen Worten. »Und diese Karte, sie ist anders als sonst. Ich traue der Sache nicht.« Ich merke selbst, wie wirr ich klinge.

»Sei nicht albern«, sagt mein Vater. »Weißt du ...« setzt er gewichtig an, doch bevor er weiterreden kann, schlüpfe ich aus dem Büro.

Auf der Schwelle drehe ich mich noch einmal um. »Ich bin nicht albern! Vielleicht habe ich keine richtige Erklärung, aber irgendwas ist hier merkwürdig, ich spüre es. Und wir müssen herausfinden, was das ist.«

Von Ninas ängstlichem Blick, den ich gerade in Gedanken gesehen habe, brauche ich wirklich nicht anzufangen. Dann würde er mir nur wieder einen Vortrag über die Funktionsweise des Gehirns halten, über Tunnelblick und Wunschdenken, und damit meine Gefühle wissenschaftlich niedertrampeln.

»Ich glaube einfach, dass es nur Streit geben wird, und das will ich nicht. Punkt, aus, Ende der Diskussion.« Nach einem letzten aufgebrachtten Blick wendet er sich wieder seinem Computerbildschirm zu.

»Du bist derjenige, der streitet, nicht ich«, sage ich.

Er schaut nicht auf.

Schön bequem, dich vor der Welt zu verschließen und mich als albern zu bezeichnen, will ich sagen, doch stattdessen balle ich die Hände zu Fäusten. Wenn Nina ernsthaft etwas passiert ist, bin ich zum größten Streit bereit, um sie zu finden.

Nachdem ich die Tür zur Praxis meines Vaters hinter mir zugeknallt habe, denke ich ans Training und schaue auf die

Uhr. Noch zehn Minuten. Der Gedanke, auf der Reservebank zu landen, macht mich noch nervöser, als ich es ohnehin schon bin. Aber Nina geht vor. Bevor ich zum Verein fahre, will ich mir ihre Karte noch einmal ganz genau anschauen. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich etwas übersehe.

Eilig gehe ich ins Wohnzimmer, wo ich unserer Haushalts-hilfe Paula begegne. Sie passt schon seit Jahren nicht mehr auf Nina und mich auf, trotzdem hat ihre Anwesenheit etwas Vertrautes.

»Ich hänge deinem Vater noch diese gebügelten Hemden in den Schrank, und dann gehe ich nach Hause, Schätzchen«, sagt sie. »Wenn du noch was hast, was ich bügeln soll ... Morgen bin ich wieder da.«

»Nicht nötig, ich habe nichts.«

Von der Diele her ruft sie mir noch etwas über Spinnweben zu, aber ich höre schon nicht mehr hin. Ich lehne die Karte an einen Kerzenständer, neben ein gerahmtes Foto von Nina. Von einer Blumenspange über ihrem Ohr gehalten, fallen Ninas glänzende Locken weit über die Lederjacke. Sie hat volle rote Lippen und lange dunkle Wimpern. Und sie hat ein ganz besonderes Merkmal: Ihre Augen haben unterschiedliche Farben.

Ich schaue in Ninas braunes Auge. *Was jetzt?*, scheint sie zu denken. Danach konzentriere ich mich auf das grüne Auge, das mich frech anschaut. Meine Schwester ist schön. Und sie ist lieb und cool und geht ihren eigenen Weg, manchmal ein bisschen zu sehr.

Ich binde meine Haare locker zu einem hohen Pferdeschwanz und betrachte mich im Spiegel. Ich bin blond, wie Nina. Mir fällt auf, dass sich auf meiner Stirn eine Falte gebildet hat, mein Blick wirkt besorgt.

Denk nach! Schau genau hin!

Ich tigere an der Reihe von Ansichtskarten vorbei, die ich an den Spiegel gelehnt habe. Die Gespräche, die Nina mit mir führte, bevor sie auf Reisen ging, wie die letzten Monate gelaufen sind ... All das schwirrt mir durch den Kopf.

Gleich nach ihrem achtzehnten Geburtstag hielt Nina sich für alt genug, um allein ins Ausland zu gehen. Ein international bekanntes Fotomodell will sie werden. Auch hier bei uns hat sie immer mehr Aufträge bekommen, aber sie will an die Spitze – mit den allerbesten Fotografen arbeiten, viel von der Welt sehen, interessante Leute treffen. Also hat Nina ihre Sachen gepackt, ihre Mappe mit den Modelfotos genommen, und weg war sie – ihrem Traum nachjagen.

Ihre erste Station war Antwerpen, wo sie bei einer Freundin wohnte. Sie hatte einen Termin bei einer Modelagentur und wollte ins Modemuseum gehen. Irgendwann mailte sie mir, dass sie auf einer Undergroundparty gelandet sei, wo die Leute auf XTC waren. Ich erschrak und überredete Papa, zu Nina zu fahren und sie nach Hause zu holen, doch sie wehrte sich und weigerte sich mitzugehen. Sie dachte gar nicht daran, auf Kommando die Verwirklichung ihrer Träume einzustellen.

Seither lässt sie uns nicht mehr wissen, wo sie ist, und schreibt auf jede Ansichtskarte nur noch: *Mir geht es gut, hoffe, euch auch. Alles Liebe, Nina.* Die beiden ersten Karten waren in Mailand abgestempelt worden. Danach bekam ich fünf Karten aus Paris, mit der von heute sechs. Ich vermute, dass Paris ihr fester Standort ist. Auf den ersten Blick wirken alle Karten ganz normal. Trotzdem ...

Erneut schaue ich mir ihre letzte Karte an. Was irritiert mich daran so? Ich nehme die Karten und lege sie nebeneinander auf den Tisch. Etwas stimmt nicht, das spüre ich. Ich muss nur noch herausfinden, was es ist.

Mit einem Glas Cola in der Hand setze ich mich an den Tisch, den Rücken ganz gerade. Alle Karten liegen mit dem Text nach oben vor mir. Eine nach der anderen betrachte ich sie, mein Notizbuch offen für Anmerkungen. Jeden Buchstaben vergleiche ich, jedes Wort, jedes Komma und jeden Punkt. Ich schaue von oben nach unten, von links nach rechts und von rechts nach links. Die aus Mailand sind mit blauem Stift geschrieben.

Ich tippe mit dem Finger auf die erste Karte aus Paris. Auch blau. Die zweite aus Paris, blau. Die dritte, die vierte und die fünfte auch. Mein Blick huscht zur letzten Karte. Schwarz. Kein Kugelschreiberblau, sondern tiefes Schwarz. Nina hat die Eiffelturmkarte mit einem schwarzen Füllhalter geschrieben. Dabei mag sie keine Füller. Die hinterlassen Tintenflecken auf ihren Fingern. Nun, vielleicht hatte sie gerade keinen anderen Stift zur Hand und konnte in dem Moment nicht anders. Weil sie in Schwierigkeiten steckt? Aber wenn das so ist – warum hat sie dann eine Karte geschrieben? Warum hat sie mich nicht einfach angerufen oder mir eine Nachricht geschickt?

Ich trinke einen Schluck Cola und stelle das Glas wieder ab. Ein Tropfen gleitet über den Glasrand und rollt auf den Buchstaben A. Dort teilt er sich in zwei. Mit gespitzten Lippen, knapp über der Karte, puste ich die Tropfen schnell von den Buchstaben.

Dann entdecke ich einen kleinen Fleck unter der Schleife vom »g«. Eine vage Schliere, die plötzlich nach mehr aussieht als nach ausgelaufener Tinte. Mein Herz schlägt schneller.

In der Schliere sind feine Ritzer. Vorsichtig kratze ich mit dem Nagel meines Zeigefingers darüber und halte die Luft an. Dann spüre ich die Unterbrechungen, die die eingekerbten Zeichen in das harte beige Papier der Karte gedrückt haben.

Ein Code? Als wir noch auf dieselbe Schule gingen, haben Nina und ich uns Zettel in Geheimsprache gegeben, wenn wir uns auf dem Gang begegnet sind. Ich blinzele und starre, halte die Karte kopfüber und gekippt. Was kann ich aus diesen vagen Strichelchen machen? Ich erkenne es nicht.

In der Schale, die mal für Obst gedacht war, krame ich zwischen einem Stapel Rechnungen und Zeitungen nach der Le-sebrille meines Vaters. Da ist sie! Hoffentlich kann ich sie als Lupe benutzen. Die Brille auf der Nase, beuge ich mich ganz dicht über die Karte. Zuerst müssen sich meine Augen an die Glasstärke gewöhnen, aber plötzlich sehe ich etwas. Winzig und doch haarscharf.

Nina ist einfach brillant! Sie hat unauffällig gekratzt, in diesem verschwommenen Fleck. *HLP*, lese ich. *HLP* ... Das kann doch nur eins bedeuten: Help! Nina ist in Not, und sie braucht mich! Ich muss etwas tun!

Keine Panik, ruhig atmen. Ich beiße auf meinen Nagel. Sind da noch mehr Codes?

Schnell lasse ich den Blick noch einmal über die Karte wandern, auf der Suche nach etwas Hingekritzelttem, einem Kratzer, irgendwas. Mein Blick bleibt an dem gezeichneten Blümchen hängen. Dann lege ich den Finger auf die Karte aus Mailand und sehe hinter Ninas Namen das gezeichnete Gänseblümchen: Die Blütenblätter sind länglich und bilden, flach nebeneinander liegend, einen Kreis auf einem geraden Stängel. Auf der zweiten Karte aus Mailand befindet sich ebenfalls ein Gänseblümchen, und auf jeder der anderen Karten aus Paris ist auch eins. Nina zeichnet immer ein Gänseblümchen hinter ihren Namen, das ist so was wie ihr Markenzeichen.

Aber die mit Füllhalter gezeichnete Blüte auf der letzten Karte ist kein Gänseblümchen. Die Blütenblätter sind breiter

und runder. Die Blüte mit dem gewundenen, borstig behaarten Stängel kommt mir bekannt vor. Ich glaube, das ist Mohn. Was könnte sie mir damit sagen wollen?

Auf dem Tisch steht unser Familien-PC. Ich hole ihn aus dem Stand-by, öffne Firefox und tippe »Mohn« ein. Mein Blick fliegt über den Bildschirm, ich brauche einen Anhaltspunkt. Auf Wikipedia lese ich, Mohn, Klatschmohn oder Klatschrose, sei ein Symbol für Trost, Schlaf, Träume, Hochmut und Vergänglichkeit. Der griechische Gott Hypnos, Gott des Schlafes, wird mit Mohnblüten im Haar abgebildet. Symbol bei Totenehrungen: Mohn. Trost ... Schlaf ... Vergänglichkeit ...

Tief in meine Gedanken versunken kehre ich zu den Suchergebnissen zurück. Was ist noch bekannt über Mohn? Mohnarten, Mohn auf Gemälden, giftige Pflanzen wie Mohn, Oleander und Beeren ...

Mir stockt der Atem. *Giftige Pflanzen?* Hastig klicke ich eine Website an.

Der Mohn, auch Papaver oder Schlafmohn, ist eine sehr giftige Pflanze, lese ich. Opium wird aus Mohn gewonnen. Harte Drogen, süchtig machend ... Wird als Betäubungsmittel verwendet. Die Folgen sind verengte Pupillen, erschwerte Atmung, geschwächte Herzfunktion ...

Es ist, als würde mir etwas die Luft abschnüren. Die beiden Karten in einer Woche, die Grüße an Mama, das Schreiben mit einem Füller, die eingeritzten Buchstaben HLP und der Mohn ... Mein Unbehagen ist zu einem großen, bedrohlichen Gefühl geworden. Ich denke wieder an Ninas ängstlichen Blick in meiner Vorstellung, der meine Netzhaut wie ein Lichtblitz getroffen hat. Kein Hokusfokus, davon bin ich überzeugt. Sie

will mir etwas mitteilen, und sie hat nicht einfach nur ein Problem: Ich spüre, dass sie in Lebensgefahr schwebt!

2

»Was machst du denn noch hier?« Mein Vater kommt ins Wohnzimmer und schaut auf die Uhr. »Musst du nicht zum Softballtraining?«

Ich zucke mit den Schultern. »Das musst du dir ansehen«, sage ich, seine Lesebrille auf meiner Nasenspitze. »Nina ist in Gefahr. Wir müssen nach Paris!« Ich ziehe ihn am Ärmel zum Tisch und zeige auf die Postkarten. »Schau doch nur, sie ruft um Hilfe!« Mein Finger gleitet zu dem Fleck mit den kleinen Kratzern. »Du musst deine Lesebrille aufsetzen, sonst siehst du es nicht«, sage ich und nehme sie ab.

»Das schaffe ich auch noch ohne.« Er nimmt die Karte in die Hand und liest laut: »Mir geht es gut, hoffe, euch auch. Alles Liebe, Nina.« Seufzend legt er einen Arm um mich. »Ich verstehe ja, dass du sie gern wieder zu Hause haben willst. Mir fehlt sie auch.«

»Du musst genauer hingucken, Papa, nicht nur den Text lesen. Schau noch einmal ganz genau, unter dem ›g‹ von ›gut.«

Ich schiebe seinen Arm zur Seite und reiche ihm die Brille, aber er steckt sie in seine Hemdtasche.

»Nein, Liebes, ich muss das nicht noch mal lesen. Vorläufig kommt sie doch nicht wieder.« Dann geht er aus dem Zimmer.

Ich schnappe mir die Karte vom Tisch und renne in den Flur. Am Fuß der Treppe bleibe ich stehen.

»Paps!« Ich halte die Karte hoch. »Setz deine Brille auf, und schau dir den Fleck unter dem ›g‹ an. Bitte!«

Er gähnt. Langsam kommt er die Treppe wieder hinunter, auf einer dunkelblauen und einer schwarzen Socke. Er setzt die Brille auf und hält sich die Karte ganz nah vors Gesicht.

»Was ist denn mit diesem Fleck?« Ein Teil seiner Augen wirkt durch die Brille größer. Ohne zu zwinkern, starrt er auf die Karte, so konzentriert, dass ich für einen Moment glaube, er hat noch mehr entdeckt als ich.

»Siehst du? Da steht HLP. Sie bittet um Hilfe! Also ...«

»Diese Kritzeleien?«, fragt er ungläubig. »Jetzt hör doch bitte auf, etwas zu suchen, was nicht da ist. Du weißt, dass Nina keine Hilfe will. Sie ist vernünftig und außerdem alt genug.« Er gibt mir die Karte zurück. »Sie schafft das schon. Bestimmt!«

Wie kann er das so entschieden behaupten, wenn er nicht einmal Kontakt mit ihr hat? Ich balle eine Hand so fest zur Faust, dass ich meine Nägel in der Haut spüre. Die andere Hand mit der Karte halte ich ihm direkt vors Gesicht.

»Es steht sehr wohl dort! Schau doch mal genau hin!« Ich stelle einen Fuß auf die Treppe. »Willst du es nicht sehen, oder was?«

»Nein, ich will keine Dinge sehen, die nicht da sind.« Mit müdem Blick dreht er sich um und geht die Treppe hinauf.

Warum glaubt er mir nie sofort, einfach nur, weil ich es sage, und auch wenn er die Buchstaben HLP selbst nicht sieht? Ich kann aufstampfen, weinen, brüllen, mit den Türen schlagen, mich eine Woche auf den Kopf stellen – das bringt alles nichts. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, bringt ihn keiner davon ab. Er kann mich mal gernhaben, ich mache mich allein auf die Suche! Am liebsten würde ich den nächsten Zug nach Paris nehmen, ohne ihm etwas zu sagen, aber zuerst brauche ich einen Plan. Einen guten Plan, um Nina zu finden.

Ich massiere meinen Schädel. Dadrin fängt es an zu hämmern, ich brauche dringend frische Luft. Ich muss den Kopf frei kriegen und mir etwas Schlaues ausdenken.

Ein Blick auf die Uhr sagt mir, dass das Training längst angefangen hat. Vielleicht schaffe ich es noch zur letzten halben Stunde. Manchmal hilft es mir, mit dem Grübeln aufzuhören, wenn ich den Ball möglichst hart schlage und einfach nur Runde um Runde renne. Vielleicht fällt mir dann etwas ein.

Ich schnappe mir meine Softballsachen und düse mit dem Fahrrad zur Sporthalle.

»Tut mir leid, dass ich zu spät bin«, rufe ich, während ich aufs Feld laufe.

Mein Trainer Mike nickt. »Stell dich schnell auf, und zeig mir, dass du in Form bist. Nach dem Training habe ich gute Neuigkeiten für diejenige, die am meisten auffällt. Also streng dich an.«

Tatum, die Fängerin, steht mir gegenüber. Ich lockere meine Schultern und warte, bis sie ihre Maske aufgesetzt hat. Meinen rechten Fuß stelle ich auf die Mitte des Schlagmals.

»Erst Stand bestimmen«, ruft Mike.

»Fest.« Der Lederball fühlt sich schwer an, stabil. Ich halte ihn mit zwei Fingern und dem Daumen meiner rechten Hand und werfe der Fängerin ein paar Bälle zu, allerdings ohne echte Überzeugung.

»Oberkörper eindrehen!« Mike stellt sich neben mich und macht es vor. »Nicht mit einem schlaffen Schlagarm. Kopf einschalten. Was hast du denn heute, Lotte? Konzentrier dich. Du denkst nur daran, wohin der Ball soll. Das weißt du!«

Ich nicke. Langsam strecke ich beide Arme nach vorn. Meine Handschuhhand zeigt auf die Fängerin. Sobald sich mein

Wurfarm in einer geraden Linie hebt, reagiert alles in mir automatisch. Der Ball rollt fast von meinen Fingern, mein Handgelenk klappt hoch, und ich hüpfte auf meinem Abstoßfuß. Genau im richtigen Moment drehe ich die Hüfte ein, und der Ball schießt wie eine Kugel auf Tatum's Handschuh.

»Gut ausgestiegen!«, ruft Mike begeistert. »Das war ein schonungsloser Spin. Doch hoffentlich kein Zufallstreffer?« Er grinst und verschränkt die Arme.

Jetzt muss ich ihm zeigen, dass der straffe Wurf von eben keine einmalige Sache war. Nachdem der Ball locker in meine Hand geglitten ist, drücke ich ihn kurz. Ich schaue rasch zu Tatum, nach dem Handschuh vor ihrer Brust. Eins, zwei. *Zack!* Der Ball liegt im Handschuh. Sie hebt den Daumen.

»Sauber!« Mike klatscht. »Drei solcher Würfe, und du hast den Gegner ausgeschaltet. Kannst du auch auf Kommando so weiterwerfen?« Er schnipst mit den Fingern.

Noch einmal also. Mein Fuß schiebt sich wieder auf das Schlagmal. Für einen Moment schließe ich die Augen – und zack, da ist es wieder. Nina taucht vor meinem inneren Auge auf, ihr ängstlicher Blick. Haarsträhnen kleben ihr im Gesicht.

Nein! Erschrocken schüttele ich den Kopf. Wieder diese bizarre Angst in ihren Augen. Das Bild ist klarer als zuvor. Ich habe Gänsehaut an Armen und Beinen.

»Na los!«, ruft Mike verärgert.

Verdutzt öffne ich die Augen und bringe in einem Reflex den Arm nach oben.

»Jetzt!«, brüllt er.

Meine Finger umklammern den Ball. Wie war das noch, was muss ich jetzt ...? Zählen! Eins, zwei ... Ich werfe den Ball. Zu schlaff.

Enttäuscht sieht Mike mich an.

»Tut mir leid ...«

Er schüttelt den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Dieser Wurf steckt in jeder Faser deiner Arme und Beine. Was ist los mit dir?«

Ich zucke mit den Schultern.

»Du bist mit dem Kopf nicht dabei. Die beste Leistung erzielst du, wenn du dich unter allen Umständen auf dein Ziel fokussieren kannst.« Er schwingt den Arm hoch, die Finger um einen imaginären Ball gekrümmt. »Arbeite daran!«

»Was soll ich denn tun?«

»Dich konzentrieren, das ist alles.« Er zeigt auf das Schlagmal. »Los, stell dich dahin. Wir machen das jetzt so lange, bis es klappt.«

So ein Mist. Wenn das so weitergeht, stehe ich in einer Stunde noch hier. Wie soll ich denn mit dem erschreckenden Bild von Nina vor Augen Leistung bringen? Ich bin hierhergekommen, um den Kopf frei zu kriegen, aber da herrscht jetzt vollends Chaos. Ich will hier weg!

»Wird das noch was?«, fragt er drängend.

Widerwillig stelle ich den rechten Fuß auf das Schlagmal. Mein linker steht daneben. Ich drehe den Kopf erst zur linken, dann zur rechten Schulter. Rücken gerade, stark machen. Ich spanne die Bauchmuskeln an und drehe meine Wurf Schulter nach hinten.

»Wiederhole die ganze Bewegung so, wie du sie haben willst. Geh in dich«, fordert er.

»Äh, was?« Ich zucke mit den Schultern.

»Schließ die Augen.«

Ich habe keine Lust mehr, ihm zuzuhören, tue es aber trotzdem. Ein Training mit einem misslungenen Wurf zu beenden, bedeutet *bad luck*.

Mit geschlossenen Augen atme ich tief ein. Ich spüre, wie sich mein Brustkorb immer ruhiger hebt und senkt. Plötzlich verstehe ich, was Mike mit »in mich gehen« meint. Jetzt merke ich, wie mein Gewicht auf dem linken Bein ruht. So stehe ich immer noch nicht richtig. Bauchmuskeln anspannen. Schon besser. Ich atme ruhig und kräftig durch die Nase ein und aus. Jetzt die Augen öffnen. Fokus auf den Ball, auf die Fängerin. Eins, zwei, drei. Auf vier hole ich aus. In einer geraden Linie schießt der Ball zu Tatum.

»Yes!« Mike springt aus der Hocke auf und stellt sich vor mich. »Das ist er, so will ich ihn sehen! Was für ein strammer Wurf. Ich wusste doch, dass du es kannst. Wir gehen eine Stufe höher mit dir«, sagt er mit leuchtenden Augen.

»Eine Stufe höher?« Ich zupfe an dem Bändchen an meinem Handgelenk. Meint er ...?

»Guck nicht so erstaunt, ich will dir eine Chance in der Auswahl geben. In anderthalb Wochen haben wir einen wichtigen Wettkampf.« Er tippt sanft gegen meinen Kopf. »Aber bleib mit dem Kopf bei der Sache. »Konzentration« heißt das Zauberwort.«

Ich nicke. »Okay ...«

Die Auswahl? Das war ... das *ist* das, wovon ich schon so lange träume. Und ich kann es also: auf Kommando den Feind ausschalten. Ich muss nur in mich gehen und wirklich spüren, was ich gerade tue.

Eigentlich müsste ich total happy sein, aber ich bin es nicht.

»Hallo, du Träumerin, hörst du mir zu?«, fragt Mike. »Vermassel es nicht. Jede Einzelne hier lauert auf die Chance, einmal mitspielen zu dürfen, und ich habe nur einen einzigen freien Platz zu vergeben.«

Ich schaue zu, wie er auf das Feld läuft und den anderen

Anweisungen erteilt. Natürlich darf ich es nicht vermasseln. Hierfür habe ich so hart gearbeitet, monatelang. Ab jetzt werde ich jeden Tag trainieren müssen – auch um meine Schulter zu kräftigen, denn die fängt schon wieder an zu stechen. Diese blöde Verletzung! Ich reibe mir den Oberarm.

Plötzlich fühle ich mich schuldig. Wie konnte ich trotz des schrecklichen Bilds von Nina vor meinem inneren Auge so gut werfen? Statt einen Plan zu machen, wie ich sie retten kann, war ich auf den Ball fixiert. Mein Magen zieht sich noch straffer zusammen, als wollte er mich daran erinnern, dass so schnell wie möglich etwas passieren muss.

Zu Hause werde ich sofort meine Tasche packen und mein Geld zählen, damit ich den Zug nach Paris nehmen kann. Aber wo soll ich schlafen? Für ein Hotel reicht mein Geld nicht. Also doch Papa überreden, dass er mitkommt? Soll ich so tun, als würde ich die Karte bei genauer Betrachtung auch für einen Scherz halten? Als hätte ich durch die Karte einfach große Lust bekommen, nach Paris zu fahren? So was in der Art. Es gibt keine andere Möglichkeit. Eine Notlüge.

Jemand klopft mir auf die Schulter. »Hier, für dich.«

»Huch?« Ich drehe mich um.

Mike hält mir einen Ball vor die Nase.

»Der hat mir Glück gebracht, als ich damals Werfer war.« Seine Augen glänzen. »Er fliegt noch prima.« Er nimmt meine Hand und legt den Ball hinein. »Wenn du weiter dein Bestes gibst, wird er auch dir Glück bringen, davon bin ich überzeugt.«

Ein Poltern auf der Treppe. Mein Vater. Ich seufze und setze mich auf mein Bett.

»Wie war das Training?« Er bleibt auf der Schwelle stehen.

»Ganz okay.« Ich nehme Mikes Ball und drücke ihn.

Jetzt. Sag es.

Mein Vater kommt mir zuvor. »Sollen wir das Kriegsbeil begraben?«

Ich schweige und zupfe an der Tagesdecke. Warum kann ich das mit der Karte nicht einfach sagen? Dass ich mich geirrt habe und es nur ein blöder Scherz von Nina war, als sie geschrieben hat: »*Grüß Mama von mir*«.

»Von mir aus Schwamm darüber«, sagt er. »Reden wir nicht mehr davon. Kommst du gleich Fußball gucken?« Er fasst nach der Klinke und zieht die Tür hinter sich zu.

Ich springe auf. »Paps, warte!«

Ich stürze zur Tür und öffne sie wieder. Er steht noch dort. Ich sehe ihn an.

Sag es jetzt.

»Was ist?«, fragt er.

»Du hattest recht.«

Er sieht mich fragend an.

»Diese Karte von Nina ... Was ich erzählt habe, war totaler Quatsch. Ich habe das nur gesagt, weil ich sie so vermisse. Ich möchte sie sehen. Können wir nicht ...«

»Wir reden nicht mehr davon. Okay?«

»Ich habe gesagt, ich will sie sehen.«

»Ja, das weiß ich.« Er schaut auf seine Uhr. »Das Spiel fängt an. Kommst du?«

»Nein! Ich will Nina besuchen.« Ich stelle mich dicht vor ihn und lege ihm die Hand auf den Arm. »Bitte, können wir nach Paris fahren?«

»Lotte, bitte. Lass es!«

»Weißt du, neulich hat jemand im Fernsehen gesagt,

Psychiater würden ihren Klienten immer gut zuhören, ihren eigenen Kindern aber überhaupt nicht.«

»Ach ja?«

»Und das stimmt wohl«, ergänze ich. »Muss ich mir vielleicht erst eine Überweisung vom Hausarzt besorgen?«

»Also wirklich.« Er hustelt. »Ich höre dir doch zu!«

»Aber du machst nichts damit.«

»Es gibt nichts zu tun.« Er dreht sich um und geht die Treppe hinunter.

Er lässt mich einfach stehen. Für Fußball! Es interessiert ihn nicht die Bohne, dass Nina mir fehlt!

Wütend stampfe ich mit dem Fuß auf. Hoffentlich hört er das! Er mit seinem dämlichen Fußball. Immer nur umdrehen und weglaufen. Zu nichts zu gebrauchen!

Wutentbrannt fege ich die Treppe hinunter und reiße die Wohnzimmertür auf.

»Ich verstehe gut, warum Mama dich verlassen hat!«, brülle ich. »Dann fahr ich eben allein nach Paris, und du bist uns alle los! Bist du jetzt zufrieden?«

Ich werfe die Tür zu und renne nach oben in mein Zimmer. Zitternd vor Wut schaue ich in mein Portemonnaie. Ich reibe mir die Tränen aus den Augen und zähle zwei Zehner und eine Handvoll Münzen. Das reicht nicht. Ich weiß, dass eine einfache Fahrt nach Paris, wenn man sie nicht lange im Voraus bucht, gut hundert Euro kostet. Auf meinem Konto sind nur noch fünfzig. Was jetzt? Geld leihen?

Ich nehme mein Handy und scrolle durch meine Kontakte. Wen könnte ich fragen? Normalerweise kann ich mich an Nina wenden, wenn ich in Geldnöten bin.

Mein Vater klopft an die Tür. »Darf ich reinkommen?«

Ich starre gleichmütig auf mein Handy. Er kann mich mal.

Er öffnet die Tür. »Alles okay?«

»Wolltest du nicht Fußball gucken?«, frage ich, ohne aufzuschauen. Ich hätte nicht von Mama anfangen sollen. Das war gemein. Muss ich mich jetzt entschuldigen?

»Tja, eigentlich schon.« Er setzt sich neben mich aufs Bett.

Nein, nicht entschuldigen. Wenn er nicht kapieren will, wie das für mich ist. Erst ohne Mama, jetzt ohne Nina ... Ich scrolle ziellos durch das Handymenü.

»Wenn es so wichtig für dich ist, dann fahren wir eben nach Paris«, sagt er.

Sprachlos blicke ich auf. »Aber ...«

»Du darfst Nina suchen. Allein. Wenn sie mich sieht, glaubt sie, ich will sie mit nach Hause nehmen. Und dann kriegen wir nur wieder Streit.«

Ich nicke.

»Aber du darfst sie nicht überreden, nach Hause zu kommen. Und ich möchte in Paris nichts von der ganzen Sache sehen oder hören. Sonst will ich sie vielleicht doch auch wiedersehen. Abgemacht?«

Ich nicke wieder. »Deal.«

Wir fahren nach Paris! Ich werde ihn nicht mit meiner Suche nach Nina nerven, kein Wort werde ich darüber verlieren. Ich weiß genau, wie mein Vater ist: Wenn er anfängt sich zu ärgern, sind wir im Nullkommanichts wieder zu Hause.

Wie ich es anpacken werde, ist mir noch nicht klar. Aber egal, was auch passiert, ich werde dafür sorgen, dass er es nicht mitkriegt. Endlich *action!*

3

Heute Nacht habe ich schlecht geschlafen. Ich habe geträumt, ich wäre in einer Folge von *Vermisst* gelandet. Der Moderator hat mich gebeten, meine Schwester zu beschreiben, und zwar so, wie sie meiner Meinung nach jetzt aussehen müsste. Da ist dieses schaurige Bild von Nina mit den strähnigen Haaren in mir aufgetaucht, und ich bin mit heftigem Herzklopfen wach geworden. Ich habe geduscht und gefrühstückt, jetzt warte ich auf meinen Vater.

»Alles geregelt.« Mein Vater kommt in mein Zimmer, einen triumphierenden Blick in den Augen.

Der Ball prallt gegen meine Schlafzimmerwand.

»Hotel oder Bed & Breakfast?« Ich fange den Ball und werfe erneut, von unten her.

»Kein Hotel.«

»Aha, also Bed & Breakfast. Wann fahren wir?« Ich werfe etwas fester.

»Wann wir wollen.«

»Jetzt.«

»Hast du deine Tasche schon gepackt? Ich habe gerade mit Josephine telefoniert. Wir können bei ihr und ihrem Sohn Jean-Paul wohnen. Gut, oder? Sie klang jedenfalls sehr erfreut, und ich habe auch richtig Lust darauf!«

Ich bin unangenehm überrascht. »Josephine?« Eine alte Studienfreundin von ihm. Als ihr Mann bei einem Unfall ums Le-

ben kam, hat sie alles geerbt. Seitdem braucht sie nicht mehr zu arbeiten.

Mein Vater spricht gern von ihr. Warum müssen wir ausgerechnet zu ihr? Ich werfe den Ball aufs Bett.

»Mach nicht so ein Gesicht. Wir brauchen nichts zu bezahlen, wir haben nette Gesellschaft, es ist praktisch, und du bekommst ein eigenes Zimmer.«

Er hat das einfach so vereinbart, ohne mit mir darüber zu reden. Und ich habe Josephine und ihren halbfranzösischen Sohn Jean-Paul am Hals. Ich seufze. Diesen Jean-Paul kenne ich nicht, aber auf Gesellschaft bin ich nicht scharf, und praktisch ist es erst recht nicht.

»Jean-Paul kennt Paris wie seine Westentasche. Er kann dir helfen bei ... na ja, bei deiner Suche.«

»Warum gehen wir nicht in ein Hotel?«

»Du willst doch nach Paris. Was spielt es für eine Rolle, wo wir wohnen?«

Na toll. Ich brauche keinen Babysitter. Obwohl – vielleicht ist es ja doch praktisch, jemanden zu haben, der Paris gut kennt. Wenn er mir bloß nicht die ganze Stadt zeigen will! Ich habe keine Zeit, die Touristin zu spielen.

»Pack einfach deine Sachen, dann können wir gleich aufbrechen«, sagt mein Vater und geht aus dem Zimmer.

Ich betrachte meinen Rucksack. Was brauche ich noch, außer Kleidung? Etwas für Nina? Auf jeden Fall ein Kleid, falls sie keine sauberen Klamotten mehr hat. Und ich will etwas mitnehmen, an dem sie sehr hängt.

Während ich darüber nachdenke, gehe ich in ihr Zimmer und schaue mich um. Sofort ist mir klar, was es sein muss. Neben der Leselampe auf ihrem Schreibtisch steht eine Puppe, die sie vor Jahren von Papa und Mama bekommen hat. Meine

Schwester hat ein Auge der Puppe grün angemalt, damit sie ein braunes und ein grünes hat, so wie Nina. Ich stecke die Puppe zusammen mit den Ansichtskarten, meinem Ball, dem Handy und dem Aufladekabel in den Rucksack. Über der Lehne des Schreibtischstuhls hängt ein rosa Kleid. Das kommt auch mit.

Dann schließe ich den Rucksack und gehe die Treppe hinunter. Auf dem Tisch liegt der Stadtplan von Paris, den ich gekauft habe, weil er mir das Gefühl gibt, näher bei Nina zu sein. Manchmal lese ich die Namen der *Rues* und *Avenues* und stelle mir vor, wie meine Schwester dort herumläuft. Zusammen mit dem Foto, das Nina in Lederjacke zeigt, schiebe ich ihn in mein Notizbuch.

Plötzlich erinnere ich mich an ein Gespräch zwischen meiner Schwester und mir, bei dem sie mir erzählt hat, bei welcher Pariser Modelagentur sie sich bewerben wollte. Eine wichtige Agentur mit vielen internationalen Kontakten, hat Nina gesagt. Der Name und die Adresse müssen im Internet oder in einem Telefonbuch zu finden sein.

Mein Vater steht mit seiner Reisetasche in der Tür. »Bist du fertig? Von mir aus können wir los.«

Ich nicke. Die Adresse der Modelagentur kann ich in Paris suchen. Aber ob ich den Namen wiedererkennen werde?

4

Ich lasse das Autofenster herunter und halte mein Gesicht in den Fahrtwind. Dann schließe ich die Augen und frage mich, ob es mir wohl gelingen wird, Nina zu finden. Ohne Adresse und nur mit einer vagen Vermutung, wie ihre Agentur heißen könnte.

»Nimmst du mal die Straßenkarte zur Hand, wenn wir an Antwerpen vorbei sind?«, fragt mein Vater und fährt auf die Überholspur.

Meine Füße habe ich gegen das Handschuhfach gestützt, eine Tüte Lakritz liegt in meinem Schoß. »Paps, warum haben wir kein Navi?«

Er lächelt. »Völlig überflüssig, das macht nur faul. Du musst bloß gut auf die Schilder achten.« Er zeigt auf die Tüte. »Bekomme ich auch eins?«

Ich lege ihm drei Lakritz auf das Armaturenbrett. Er wirkt fröhlich, nicht so erschöpft wie sonst.

»Wann bist du am glücklichsten, Paps?«

»Jetzt.«

»Und sonst?«

»Wenn wir zusammen fernsehen und dabei Karamell-Eis essen.«

»Mit Nussstückchen drin.«

»Und es muss regnen«, sagt er.

»Ja. Oder schneien.«

Ich starre aus dem Fenster. Der graue Himmel geht langsam in Schäfchenwolken über, und flache Felder machen ausgedehnten Hügellandschaften Platz. Mit zusammengekniffenen Augen werden die Baumreihen entlang der Autobahn zu grünen Streifen, Kühe und Schafe zu schwarz-weißen und beige Flecken, eine Gestalt in der Ferne zu einem schwarzen Punkt.

»Denkst du hin und wieder noch an Mama?«

»Hm, hm.«

»Ärgert dich das?«

»Weiß ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Die Gedanken kommen von selbst«, antwortet er. »Sollen wir gleich mal eine Pause machen? Beine vertreten und zur Toilette?«

»Aber wann denn?«

»Einfach so. Manchmal.« Er lenkt den Wagen auf die rechte Spur.

»Jetzt?«

»Nein. Nicht jetzt.«

»Gestern, als du Ninas Karte gesehen hast?« Ich sehe, dass er die Ausfahrt zu einer Tankraststätte nimmt. »Ich muss nicht zur Toilette.«

»Nur kurz tanken.«

»Was steht da?« Sein Zeigefinger tippt auf die Straßenkarte.

»Aéroport de Lesquin ... oder so ähnlich«, sage ich. »Siehst du das nicht?«

»Und was steht hier?«, fragt er.

»Wieso? Du hast deine Lesebrille auf.«

»Ich kann es nicht lesen.« Er wirft mir eine Tafel Schokola-

de, zwei kleine Flaschen Wasser und ein Schinkenbrötchen in den Schoß und schnallt sich an.

»Dann sind deine Augen schlechter geworden. Du brauchst eine neue Brille.«

»Ach ja, kann gut sein.«

Ich seufze. Deswegen hat er die Buchstaben HLP auf Ninas Karte nicht gesehen.

»Was ist?«, fragt er, als er wieder auf die Autobahn auffährt.

»Oh, nichts.« Ich spähe auf den Kilometerzähler. »Glaubst du, dass Nina auf Reisen gegangen ist, weil sie sich allein gefühlt und Mama vermisst hat?«

Findest du es nicht furchtbar, was Mama dir, Nina und mir angetan hat?, will ich ihn eigentlich fragen. Mit einem anderen Mann nach Australien ziehen und uns im Stich lassen ...

»Hm«, murmelt er.

Er schaut stur geradeaus, Blick in die Ferne gerichtet, die Kiefer aufeinandergespreizt. Auch nach fünf Jahren ist es noch tabu, über Mama zu reden.

»Nun?«, frage ich vorsichtig.

»Ich weiß es nicht.« Er zuckt mit den Schultern. »Kann sein. Machst du mal ein bisschen Musik?«

Ich verbinde mein Handy mit den Autolautsprechern und klicke auf die Playlist. Zwischen meinen Lieblingssongs sehe ich auch *Banat*, Hochzeitsmusik. Nina und ich sind ganz verrückt nach diesem Lied. Ich drücke auf Play und denke daran, wie Nina und ich einmal Hand in Hand wild auf die fröhlichen Klänge von Saxofon, Akkordeon und Trompete getanzt haben. Eine meiner schönsten Erinnerungen. Immer schneller haben wir getanzt. Am Ende des Songs fielen wir uns lachend und völlig außer Atem in die Arme und wollten immer mehr *Banat*.

Die Schokolade ist in der Sonne angeschmolzen. Ich drücke einen Finger in die weiche Masse, lecke ihn ab und drehe die Lautstärke runter. »Meinst du, dass Nina uns vermisst? Und denkst du wirklich nicht, dass sie in Schwierigkeiten stecken könnte?«

Mein Vater setzt die Sonnenbrille auf und gibt Gas. Der rote Strich schießt auf die 140. »Ich habe es schon mal gesagt: Nina ist vernünftig, und außerdem alt genug. Sie will einfach allein sein, ohne uns und Mama. Ich verstehe, dass du sie vermisst, aber du hattest mir etwas versprochen, weißt du noch?«

Ich antworte nicht, wende meinen Blick ab. Durch das geöffnete Fenster weht der Geruch von warmem Asphalt und trockenen Blättern herein. Regen liegt in der Luft, das rieche ich auch. Ich spüre, wie eine Träne über meine Wange läuft, und drücke auf den Fensterheber. Mein Kopf ruht an der Nackenlehne. Das Auto wird langsamer, die Tachonadel fällt auf die 120. Mein Blick gleitet über die Straße, und die weißen, unterbrochenen Streifen huschen rhythmisch am Auto vorbei, genau wie die Laternenpfosten.

Einatmen. Zwei, vier, sechs, acht Laternen. Ausatmen. Zwei, vier, sechs ...

Hin und wieder fallen mir die Augen zu. Zwei, vier, fünf Pfosten. Das Brummen des Motors klingt weit entfernt. Nur ein bisschen dösen. Ganz kurz ...

Blitz! Zwei aufgerissene Augen starren mich an. Nina! Hellrot rinnt ein Tropfen an ihrem Mund hinunter. Ich schrecke hoch. Die Scheibenwischer bewegen sich mit einem leisen schabenden Geräusch hin und her. Es nieselt.

»Wir sind noch nicht da, Liebes. Ich wecke dich, sobald wir in Paris einfahren«, sagt mein Vater.

Mit klopfendem Herzen lasse ich das Fenster hinunter und

strecke den Arm hinaus. Regen tröpfelt auf meine Haut. Ich reibe mir mit der feuchten Hand über Stirn und Wangen. Dieses grässliche Bild von Nina, das mir da ständig durchs Hirn spukt ... Das Rote an ihrem Mund ... Was bedeutet das alles? Könnte ich die Bilder doch nur wegwischen.

Mein Vater schaut zur Seite. »Ist was? Schlaf ruhig noch ein bisschen.«

Ich schaue den Regentropfen zu, die auf die Scheibe fallen, und suche nach Worten. »Nein, nichts. Es ist nichts.« Ich bin hellwach.

5

»Bonjour, mes amis, kommt rein!«

Josephine steht in der Tür, durch die man in einen Flur aus Marmor guckt, und gibt meinem Vater und mir einen Kuss. Sie duftet nach Blumen und trägt ein luftiges rotes Seidenkleid mit tiefem Ausschnitt, außerdem Goldschmuck an Hals, Handgelenk und Fingern. Sie ist eine charmante Erscheinung, und ich merke, dass sich mein Vater freut, sie zu sehen. In ihren Armen liegt eine graue langhaarige Katze, die sie vorsichtig auf dem Boden absetzt.

»Das ist Fifi. Sie ist alt und stocktaub, aber noch verblüffend schnell. Achtet bitte in den nächsten Tagen gut darauf, dass sie nicht rausschlüpft, wenn ihr selbst rein- oder rausgeht, sonst gerät sie im Nu unter ein Auto oder einen Motorroller.« Josephine dreht sich zu mir um und schaut mich freundlich an. »Dein Vater hat gemeint, du wolltest so gern nach Paris kommen. Was möchtest du denn am liebsten unternehmen?«

»Oh, äh, ich glaube, es ist einfach schön, die Stadt anzuschauen«, behaupte ich. »Vielleicht ein paar Fotos machen.«

Wir folgen ihr die Treppe hinauf.

»Jean-Paul hat auch Ferien«, fährt sie fort. »Er wird dir Paris liebend gern zeigen. Aber erst bringe ich euch zu euren Zimmern, dann könnt ihr euch ein wenig frisch machen, bevor wir essen gehen.«

Na bitte, wusste ich es doch. Wie soll ich denn hier ungestört nach Nina suchen? Josephine wirkt, als würde sie gerne

alles organisieren, ein Nein wird sie bestimmt nicht so einfach akzeptieren.

Der geräumige Flur im Obergeschoss hängt voller Gemälde mit Abbildungen von Frauen. Erstaunt schaue ich mich um. Auf einem der Bilder geht eine Frau ohne Gesicht die Treppe hinunter, gefolgt von weiteren Frauen ohne Gesicht. Am Ende des Flurs steht die hohe Skulptur eines weiblichen Körpers ohne Kopf.

»Extra für dich das schönste Zimmer«, sagt Josephine. »Die Zeit reicht zum Duschen und Umziehen, das Taxi kommt erst in einer Stunde.« Sie öffnet die Tür zu meinem Gästezimmer und geht dann weiter, meinen Vater und Fifi hinter sich.

Ich inspiziere den Raum. Ein Badezimmer gehört auch dazu. Das Ganze wirkt wie eine Hotelsuite, sauber und hell, mit einem weichen Wollteppich und einem Nachtschränkchen neben dem breiten Bett.

Dort öffne ich meinen Rucksack und hole die Sachen heraus. Ninas Puppe setze ich auf das Nachtschränkchen, Arme und Beine steif nach vorn gerichtet. Ihre fransig geschnittenen blonden Haare stehen in alle Richtungen vom Kopf ab. An ihren Augen kleben dicke schwarze Nylonwimpern, und die Lider können auf- und zuklappen. Das grüne Auge stiert mich durchdringend an, als würde es mich beobachten; das andere hängt ein wenig herunter. Ich habe Puppen noch nie gemocht.

Durch das offene Fenster sehe ich eine Eisdiele schräg gegenüber und etwas weiter oben eine Parkanlage. Wo beginne ich meine Suche? Paris ist groß, Nina kann überall sein. Ist sie überhaupt noch in Paris?

Ich muss noch ein bisschen Geduld haben. Wenn ich diese Modelagentur erst einmal gefunden habe, können sie mir dort bestimmt sagen, wo Nina steckt.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite steht ein Mann auf dem Bürgersteig vor seiner geöffneten Haustür und schlägt eine Zeitung auf. Er trägt einen gepflegten Anzug und hat die Haare zu einem Man Bun gebunden. Sein Gesicht ist über und über tätowiert. Die schwarzen Linien, die sich über Wangen, Augen und Schläfen schlängeln, erinnern an eine Maske. Noch nie habe ich im echten Leben einen Menschen mit Tattoos im Gesicht gesehen, nur auf Fotos in einer Ausstellung über die Maoris in Neuseeland. Das waren Porträts von Männern mit entblößtem Oberkörper und im Schilfröckchen, Krieger.

Bis auf seine Kleidung sieht dieser Mann allerdings genauso aus. Ich bin mir nicht so sicher, ob ich es schön oder gruselig finde, aber die ganze Tinte in seinem Gesicht fasziniert mich, und ich kann kaum den Blick abwenden.

Plötzlich schaut er hoch, und unsere Blicke treffen sich. Ich fühle mich ertappt, trete einen Schritt zurück. Hat er bemerkt, dass ich ihn anstarre?

Ein wenig beschämt gehe ich zum Bett, setze mich, schlage mein Notizbuch auf und betrachte meine gesammelten Hinweise.

- *Zeichen auf der Ansichtskarte, HLP und die gezeichnete Klatschwohoblite*
- *Symbol Mohu: Trost, Schlaf, Vergänglichkeit...*
- *PS: Grüß Mauna von mir*
- *Gedankenblitze einer verängstigt aussehenden Nina*

Darunter schreibe ich:

TO-DO: Name von Ninas Agentur heraussuchen

Ich werfe einen Blick auf mein Handy. Keine Nachrichten oder Anrufe unbekannter Nummern. Gerade jetzt ist es mehr als nervig, dass Nina uns ihre französische Handynummer nicht gegeben hat. Sie ruft uns nie an, und seit wir sie in Antwerpen besucht haben, beantwortet sie auch meine Mails nicht mehr. Der letzte Eintrag auf ihrer Facebook-Seite ist schon Monate alt.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto idiotischer finde ich das. Man darf nicht unerreichbar sein, wenn man so lange weggeht. Wenn ich sie erst einmal gefunden habe, werde ich ihr sagen, dass es einfach absurd ist, sich mit einer Karte mit Geheimcodes begnügen zu müssen.

Ich spüre ein Stechen in meiner Magengegend. *Falls* ich sie denn finde.

Im Bad mache ich mich frisch und ziehe mich um. Es ist halb acht. Meistens ist Paula um diese Zeit gerade fertig mit unserem Haushalt. Ob noch eine Karte aus Paris gekommen ist, ein weiterer Hinweis?

Ich nehme mein Handy und rufe Paula an.

»Hi, Lotte hier.«

»Lotte? Ich kann dich kaum hören. Du klingst ein wenig blechern. Du bist doch in Paris?«

»Ja. Ich kann nur nicht laut sprechen, weil ich nicht will, dass Papa mich hört.«

»Warum nicht?«

»Ich versuche, Nina zu finden, aber ich darf ihn damit nicht belästigen.«

»Ach, schaltet er wieder auf stur?«

»Ein bisschen«, antworte ich. »Du weißt ja, wie er ist.«

»Und du bist einfach zu sensibel, Schätzchen. Lass dir das

nicht so zu Herzen gehen. Aber sag bloß nicht, dass du das von mir hast!« Ihr Lachen schallt aus dem Telefon.

»Nicht so laut, Paula!«, sage ich. Vorsichtig spähe ich durch den Türspalt. Auf dem Flur ist niemand zu sehen. »Du musst etwas Wichtiges für mich erledigen. Ist heute vielleicht eine Ansichtskarte von Nina gekommen?«

»Das weiß ich nicht, aber ich habe einen Stapel Post auf den Tisch gelegt. Ich schaue mal eben.« Ich höre ihre Schritte.

»Warte! Wenn du eine Karte findest, such nach Kratzern in Flecken und versuch, die Kratzer zu entziffern.«

»Was sagst du?«

»Kratzer in Flecken.«

»Kratzer in Flecken? Wie meinst du das?«

Ich seufze. Wie soll ich das erklären?

»Es ist eine Art Geheimsprache. Nein ... ähm ... eher als hätte man mit einem spitzen Gegenstand Buchstaben hineingekratzt, in die geschriebenen Buchstaben. Verstehst du?«

»Nein, kein bisschen. Liebes, ich muss jetzt weg. Kann ich das ein anderes Mal machen?«

»Warte bitte noch ganz kurz! Du musst die Karte näher heranholen. Erst schaust du auf die geschriebenen Buchstaben, und dann überprüfst du jeden Buchstaben auf seltsame Kratzer. Wenn du einen Kratzer siehst, schau noch genauer, ob er die Form eines Buchstabens hat.« Keine Ahnung, wie ich das besser erklären soll.

Durch das Telefon höre ich, wie sie herumkramt.

»Moment«, murmelt Paula. »Hier habe ich was. Ja, eine Ansichtskarte! Nina schreibt: ›Mir geht es gut, hoffe, euch auch. Alles Liebe, Nina.«

Na bitte, wieder eine Karte. Ich beiße mir auf die Lippe.

»Okay, und weiter?«, frage ich.

Auf der anderen Seite der Leitung bleibt es still. Sieht Paula etwas Seltsames in den geschriebenen Buchstaben?

Da höre ich Schritte im Flur.

»Paula?«, flüstere ich gehetzt. »Bist du noch da?« Das Handydisplay leuchtet noch.

»Paula!«, flüstere ich wieder und trommele mit den Fingern auf die Rückseite meines Handys.

Die Schritte kommen näher. Auf eine väterliche Predigt habe ich jetzt keine Lust. Ich traue mich nicht, noch einmal durch den Türspalt zu schauen. Schnell stelle ich mich hinter die Tür. Sie soll sich beeilen, sonst ...

»Hallo.« Ein großer Typ mit halblangen braunen Haaren und schönen dunklen Augen steht auf der Türschwelle und sieht mich fröhlich an.

Ich starre ihn mit offenem Mund an. Schnell wandert mein Blick hinunter auf sein Shirt.

»Hallo ...« Ich streiche mir durch die Haare und bringe kein weiteres Wort heraus. Irgendwie bin ich nicht auf die Idee gekommen, dass Jean-Paul so gut aussehen könnte. Er ist so ein richtiger Surfertyp: Kette mit Haifischzahn, muskulöse Arme und ein Shirt mit dem Aufdruck einer Welle. Als ich seinen Namen zum ersten Mal hörte, habe ich einen ganz anderen Typen vor mir gesehen: Jackett mit Krawatte, Jurastudent.

»Lotte?«, höre ich Paula sagen. »Auf die Schnelle kann ich nichts Merkwürdiges sehen. Aber ich muss jetzt auch wirklich Schluss machen. Ich schaue später noch einmal danach.«

»Paula, warte ...«

»Tschüs, Schätzchen, bis später!« Sie unterbricht die Verbindung.

Ich schiebe mein Handy in die Hosentasche und denke nach.

Warum noch eine Karte? Das ist kein gutes Zeichen. Wie finde ich heraus, ob sich darauf wieder eine Nachricht verbirgt?

»Bist du fertig?« Jean-Paul lacht mich an.

»Äh, na ja. Irgendwie schon.«

»Komm mit«, sagt er. »Wir warten auf dich.«